

Wochenblatt für Wilsdruff

Charandt, Nossen, Siebenlehn und die Umgegenden.

Amtsblatt

für die Kgl. Amtshauptmannschaft Meißen, für das Kgl. Amtsgericht und den Stadtrath zu Wilsdruff, sowie für das Kgl. Forstrentamt zu Charandt.

Erscheint wöchentlich dreimal und zwar Dienstags, Donnerstags und Sonnabends. — Bezugspreis vierteljährlich 1 Rtl. 30 Pf., durch die Post bezogen 1 Rtl. 55 Pf. — Einzelne Nummern 10 Pf. Inserate werden Montags, Mittwochs und Freitags bis spätestens Mittag 12 Uhr angenommen. — Insetionspreis 10 Pf. pro dreispaltige Corpusszeile.

Druck und Verlag von Martin Berger in Firma G. A. Berger in Wilsdruff. — Verantwortlich für die Redaktion G. A. Berger daselbst.

No. 93.

Sonnabend, den 3. November

1894.

Johann Georg Palisckh.

(Vortrag, gehalten von Herrn Lehrer Alfred Hillig im hiesigen Gewerbeverein.)

(Fortsetzung.)

So erreichte P. sein 21. Lebensjahr, mit welchem er das bisher von Mutter und Stiefvater verwaltete väterliche Gut selbst zu übernehmen hatte, vorher aber heiratete er und zwar die Tochter eines Bauern aus Reitz. Sein Schwiegervater hatte als Hochzeitsgabe 1000 Gulden mitgegeben und außerdem dem Schwiegersohne noch eine nicht unbedeutende Geldsumme geliehen, damit er an Stelle des veralteten Inventars seines väterlichen Gutes neues anschaffen und mit Energie die Wirtschaft betreiben sollte, was denn auch der junge Bauer P. mit aller Hingebung that. Von großer Bedeutung war in dieser Zeit für ihn der Verkehr mit einem Zwirnhändler, Namens Gärtner aus dem benachbarten Tolkewitz (G. besaß ein besonderes mechanisches Geschick, und während seiner Besuche der Leipziger Messe hatte er von einem Mechanikus daselbst das Schleifen von optischen Gläsern und die Zusammenstellung derselben zu Fernrohren und dergleichen mehr erlernt.) Daher beschäftigte er sich viel mit diesen Dingen, sowie mit astronomischen Beobachtungen und wurde von vielen vornehmen und reichen Leuten aufgesucht. Selbst der damalige Landesfürst König Friedrich Aug. II interessirte sich lebhaft für Gärtner, ließ ihn oft an den Hof kommen und unterhielt sich mit ihm über astronomische Gegenstände. Zu diesem Gärtner kam einst bei einer Mondfinsternis ein junger Gelehrter und brachte unsern P. mit, der damals 22 Jahre alt war. Hier sah P. zum 1. Male durch ein astronomisches Fernrohr nach dem Himmel. Das war ein bedeutungsvolles Ereignis für ihn. So eifrig auch P. seiner Wirtschaft oblag, so konnte er doch dem inneren Drange nach Erweiterung seiner Kenntnisse von der Natur und insbesondere von der Sternwelt nicht widerstehen. Wiederholt besuchte er daher Gärtner, lernte dessen Vorrat und astronomische Instrumente kennen. So wurde der Umgang mit G. für P. sehr förderlich. Aber konnte P. auch jetzt als selbständiger Gutsbesitzer mehr als früher auf Anschaffung von Büchern und wissenschaftl. Hilfsmitteln verwenden, so blieb er doch seiner bisherigen Gewohnheit treu, nur die Abendstunden und den Sonntag der Lectüre und dem Studium zu widmen.

Besonders war es der Inspector des mathematischen Salons in Dresden Haubold, um dessen Freundschaft er sich bewarb, da er von ihm vorzugsweise Unterstützung in seinen astronomischen Forschungen zu finden hoffte; denn derselbe unterstützte auch Gärtner bereits vielfach mit Rat und That. P. hatte seit Jahren täglich seine Beobachtungen an Thermometer und Barometer aufgezeichnet. Das war ein passender Anknüpfungspunkt. Mit diesen Aufzeichnungen sprach er bei Haubold in aller Bescheidenheit vor und erregte dadurch Haubolds lebhaftes Interesse. P. lernte manches von Haubold, der ihm eigentlich erst den rechten Weg zeigte, wie er seine Forschungen in der Astronomie und in der Physik anstellen habe. Der mathematische Salon in Dresden wurde für ihn ein neues Feld des Studiums und er ruhte nicht, bis er alle physikalischen und mathematischen Instrumente derselben und ihren Gebrauch kennen gelernt hatte. Ein Mikroskop wurde gekauft und ein großer Tubus in einer Kuktion erstanden, manche Vorrichtung zu wissenschaftl. Untersuchungen wurde mit eigener Hand hergestellt; denn auch für mechanische Arbeiten hatte P. besonderes Geschick. Er machte jetzt in der Physik und Astronomie so schnelle Fortschritte, daß er bei seinen gelehrten Freunden anfangs Aufsehen und Bewunderung zu erregen und daß sogar Haubold, mit welchem er jetzt um die Wette meteorologische und astronomische Beobachtungen machte, in der Folge eifersüchtig auf ihn wurde.

Zu P.'s wissenschaftlichen Freunden in Dresden gehörte auch ein gewisser Hofrat Korn, ein warmer Freund der Botanik, der ihn mit einigen guten botanischen Büchern beschenkte. Dies gab Palisckh Veranlassung, seine bereits schon während der Knabenzeit angefangene Pflanzensammlung mit großer Sorgfalt fortzusetzen und sich ein Herbarium anzulegen. Eine Abteilung seines Gartens beim Gute wurde in einen kleinen botanischen Garten umgewandelt, Freunde lieferten ihm Beiträge

zu demselben und so enthielt dieses Gärtchen bald eine Sammlung vieler für damalige Zeit seltner ausländischer Gewächse, die P. alle mit ihren wissenschaftl. Namen zu benennen wußte. Er hatte hierbei eingesehen, daß Kenntniss der lat. Sprache zum Verständnis wissenschaftl. Schriften sehr förderlich sei, zumal dieselben ganz oder theilweise in dieser Sprache geschrieben wurden. Dies war für ihn ein mächtiger Antrieb, noch in seinen Mannesjahren sich dem Studium der lat. Sprache zu widmen, und er brachte es bei dem Eifer, womit er etwas angriff, bald dahin, daß er lateinisch geschriebene Bücher ohne Schwierigkeit lesen und verstehen konnte. Was P. häusliche Verhältnisse während dieser Zeit betrifft, so hatte er seine 1. Gattin nach kurzer Ehe durch den Tod wieder verloren. Deshalb verehelichte er sich von neuem. Als ihm der Tod auch seine 2. Gattin nach mehreren Jahren entriß, so sah er sich durch seine Wirtschaft und seine Kinder bestimmt, zum 3. Male zu heiraten.

Sehr bedeutungsvoll wurden für P. die großen politischen Ereignisse jener Zeit, der 7jährige und der bayerische Erbfolgekrieg, obgleich er sich nicht direkt an denselben beteiligte. Da Sachsen mehrere Jahre lang 2 einander feindliche Heere zu unterstützen hatte, so war die natürliche Folge, daß die Abgaben und Hölle der armen, bedrückten Sachsen sehr empfindlich anstiegen, hatte es ja Friedrich der Große von Preußen noch außerdem zur Aufbringung großer Geldsummen verurteilt. Doch unter solchen traurigen Verhältnissen auch die Landwirtschaft (in von den Soldaten besetzten Gegenden) fast ganz darniederlag, das läßt sich wohl denken. Auch unseres Palisckh's Gut teilte das allgemeine Schicksal; es litt ganz außerordentlich unter diesen Kriegstrüben. Er mußte hinterher seine ganze Energie aufbieten, um dieselbe wieder emporzubringen. Gleich zu Anfang des Krieges packte er seine besten Bücher zusammen und schickte sie nach Dresden, um sie dort bei einem seiner Freunde in Sicherheit zu bringen. Leider war ihm aber alles durch das Bombardement von Dresden verloren gegangen. Seine Fernrohre und sonstigen Apparate vergrub er aber bei Beginn des Krieges, in Kästen wohlverwahrt, in der Erde. Nur Weniges, darunter ein Mikroskop, behielt er zum tägl. Gebrauch bei sich; denn auch während des Krieges setzte er seine wissenschaftl. Forschungen fort, und grade das für das Land und insbesondere für die Nähe Dresdens so verhängnisvolle Jahr 1758 wurde für ihn ein wahres Glücksjahr; denn er entdeckte in diesem Jahre Süßwasserpolypen. Ein berühmter holländischer Naturforscher hatte nämlich die Entdeckung gemacht, daß es nicht nur im Meere, sondern auch in süßen Gewässern Polypen gäbe. Der Reichthümer der Naturforscherin, ein großer Freund der Naturkunde, welchem P. schon manche wertvolle Belehrung verdankte, machte P. auf diese Entdeckung aufmerksam, dieser war eifrig bemüht, diese höchst interessanten Tierchen selbst aufzusuchen. Bei einem Gange durch den „Großen Garten“ i. J. 1758 war er auch wirklich so glücklich, in einem Graben mit stehendem Wasser solche Polypen zu entdecken, die nun für seine mikroskopischen Forschungen ein neuer Gegenstand waren. Dabei will ich aber noch einmal erwähnen, daß P. also nicht einen neuen unbekanntem Polypen entdeckt hat, wie fälschlich oft angenommen wird, sondern der erste war, der die Existenz solcher Polypen auch in Sachsen nachwies.

Erregte schon diese Entdeckung P.'s. in einheimischen Naturforscherkreisen großes Aufsehen, so machte ihn eine 2. Entdeckung i. J. 1758 gleichsam weltberühmt.

Der große englische Mathematiker und Astronom Halley hatte sich unter anderem um die Berechnung von Cometenbahnen große Verdienste erworben und zuerst aus der Gestalt ihrer Bahnen nachgewiesen, daß Cometen Himmelskörper sind, welche nicht wie man bis dahin glaubte, gleichsam in der Erde im Weltraume umherstreifen, sondern sich in bestimmten langgestreckten Bahnen um die Sonne bewegen und in gewissen Zeiträumen in die Nähe der Sonne zurückkehren und dann von der Erde aus beobachtet werden können. Ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte er dem glänzenden Kometen von 1682. Dabei war er auf die interessante Entdeckung gekommen, daß ein Komet vom Jahre 1682 identisch sei mit einem im Jahre 1607 vom deutschen Astronom Kepler entdeckten Komet, laut vorhandener Aufzeichnungen. Für Halley war es nun kein Zweifel mehr, daß der Komet eine 75—76 jährige Umlaufzeit habe, er be-

rechnete sein nächstes Wiedererscheinen auf das Jahr 1758. Alle Astronomen der Erde erwarteten nun in diesem Jahre mit höchster Spannung die Wiederkehr des Halley'schen Kometen und richteten ihre Teleskope nach der Stelle, wo er sich zuerst zeigen sollte. Man berechnete aufs neue die Zeit seiner Wiederkehr, und wie äußerst schwierig und umfanglich solche Berechnungen sind, geht daraus hervor, daß ein genialer franz. Astronom in Gemeinschaft mit einer Frau, die eine ganz eminente Begabung besaß, die schwierigsten mathematischen Aufgaben zu lösen, 9 Monate, oder wie andere größere mathematische Geographiewerte angeben, 18 Mon. lang ununterbrochen daran gerechnet haben sollen. Das Jahr 1758 neigte schon seinem Ende zu, keiner der Gelehrten hatte etwas von dem Halley'schen Kometen entdecken können. Es war am 1. Weihnachtstagsfesttag, die Kriegesfurie hatte sich seit einiger Zeit in der Nähe von Dresden beruhigt, da holte sich unser P. einmal seine vergrabenen Fernrohre aus der Erde hervor, und da der Himmel sehr heiter war, so richtete er ein größeres Fernrohr auf jene Gegend des Himmels, in welcher der vielbeschriebene Halley'sche Komet sich zuerst zeigen sollte. Siehe da, P. erblickte daselbst einen nebeligen Stern, den er zuvor noch nie dort gesehen. Nachdem er seine Beobachtung an den beiden folgenden Tagen wiederholt, teilte er sofort seine gemachte Entdeckung einem gelehrten Freunde mit, der an den folgenden Tagen durch eigene Beobachtung dieselbe für bestätigt findet. Nicht Wunder kann es uns nehmen, wenn nun der Name des erst 35jährigen Bauers P. nach einigen Wochen auf allen Sternwarten Europas bekannt wurde. Auch die Pariser Akademie der Wissenschaften schrieb an P. und erbat sich von ihm unter schmeichelhafter Anerkennung seiner Verdienste von Zeit zu Zeit seine Beobachtungen. Es ist dies um so bemerkenswerter, als die Pariser Akademie eigentlich Ursache hatte, auf P. eifersüchtig zu sein; denn in Paris wurde der Komet erst 4 Wochen später entdeckt. Auch die litterarischen Zeitungen waren voll der Lobspärche auf ihn. In sehr anerkenntniserwerther Weise schreibt bes. viel Wissenswertes und Interessantes über P. die „Dresdnischen gelehrten Anzeigen.“ Diese bildeten die wissenschaftl. Beilage eines kleinen Wochenblattes, an dessen Stelle jetzt der umfangreiche „Dresdner Anzeiger“ getreten ist. An diesem wissenschaftl. Wochenblatte war P. selbst als Correspondent thätig. Er veröffentlichte darin alle seine astronomischen Beobachtungen und Entdeckungen. So schildert er in interessanter Weise bei einem Frühjahrsfroste den von ihm beobachteten Einfluß dieses Frostes auf die Pflanzen- und Insektenwelt und giebt am Schluß den guten Rat, die vom Frost überlasteten Gewächse wiederholt mit kaltem Wasser zu besprengen. Es müsse das aber vor Aufgang der Sonne geschehen, „damit der Frost nicht verdoppelt werde.“

In derselben Nummer dieser Zeitschrift erklärt er sehr hübsch die Entstehung einer Sonnenfinsternis, schildert ihren Einfluß auf Pflanzen und Tiere, auf Thermometer und Barometer und beschreibt ein interessantes während der Sonnenfinsternis von ihm mit 2 Brennspiegeln angestelltes Experiment. Während diese Brennspiegel Holz und andere verbrennliche Dinge in ihrem Brennpunkte leicht entzündeten, verloren sie während der Sonnenfinsternis nach und nach ihre Wirkung. Zuerst hörte weißes Papier auf zu brennen; je mehr die Verdunstung vorschritt, desto mehr verlor auch gefärbtes Papier die Eigenschaft sich zu entzünden. Zuletzt brannte auch das schwarze Papier nicht mehr. Bei wieder abnehmender Sonnenfinsternis zeigte sich das umgekehrte Verhältniß. P. knüpfte zugleich an diese Sonnenfinsternis eine Betrachtung, welche einen Blick auf seine religiösen Anschauungen thun läßt. Er bemerkte nämlich, daß Sonnenfinsternisse nur zur Zeit des Neumondes stattfinden könnten. Nun aber hätten die Juden ihr Passahfest, wie noch heute die Christen, am 1. Sonntag nach Vollmond gefeiert. Zwei Tage vor dem Osterfeste aber sei Christus gekreuzigt worden und dabei habe sich die Sonne 3 Stunden lang verfinstert. Man habe das für eine zufällig eingetretene Sonnenfinsternis ausgegeben. Das könne aber keine natürliche Sonnenfinsternis gewesen sein, da wenige Tage nach Vollmond keine Sonnenfinsternis im gew. Sinne stattfinden könne. Palisckh fährt nun in seinem Berichte fort: „So erheben Christen billig hierbei ihre Gedanken weit über die Werke der Natur, besessenen sich dadurch im Glauben an die Offenbarung und bewaffnen

sich mit dieser so außerordentlichen Begabung gegen die häufigen Athesisten und Deisten unserer Zeit."

Außer all diesen Beobachtungen und Entdeckungen hatte P. bes. lebhaftes Interesse bei der Londoner Akademie, mit der er auch in fortwährender Verbindung stand, durch seine Beobachtungen an dem interessanten Fixstern Algol erregt. Gleichzeitig mit einem engl. Astronomen und zwar unabhängig von demselben, hatte P. i. J. 1783 am Sterne Algol im Sternbild Perseus einen wunderbaren Lichtwechsel entdeckt. Die Londoner Akademie dankte P. in einem ehrenvollen Schreiben für seine sorgfältigen Beobachtungen.

Der strebsame Forscherinn brachte unsern P. mit einem der größten Astronomen nicht nur damaliger sondern aller Zeiten, in nähere Beziehung mit Friedr. Wilh. Herschel, der 15. Jahre jünger als P. war. H. trat mit dem ihm geistesverwandten P. in einen Briefwechsel, der bis zu P's. Tode fortgesetzt wurde.

Es konnte nicht fehlen, daß auch P. infolge seiner Entdeckungen in der ganzen gebildeten Welt zum Tagesgespräch geworden war und von vielen Freunden der Wissenschaft und der Natur aufgesucht wurde. Selbst reisende Gelehrte aus anderen Erdtheilen besuchten und beschenkten ihn und bezogen ihm ihre Bewunderung. Sogar die Kriegsunruhen führten ihm Freunde aus den höchsten Kreisen zu. Wie überhaupt das sächsische Volk kein Interesse an dem Verlauf des 7jährigen Krieges nahm, sondern nur mit stummem Schmerz von beiden kämpfenden Parteien die Drangsale des Krieges zu tragen hatte, so stand auch unser P. ganz parteilos zwischen Oestreich und Preußen und wurde ebensowohl von preussischen wie von österreichischen hochgebildeten Feldherren aufgesucht. Vor allem war es Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrich des Großen, des P. wiederholt mit seinem Besuche beehrte, sich mit ihm in wissenschaftl. Gespräche vertiefte und ihn mit versch. vollständigen Werken und mit seinem eignen Fernrohre, das er oft in Schlachten benutzt hatte, beschenkte. Von österreichischer Seite war es insbes. der damalige Obrist, spätere General Baron von Montmartin, der während des 7jährigen Krieges P. oft aufsuchte und sich mit ihm bei Tage wie bei Nacht manche Stunde über die Natur und ihre Wunder unterhielt und ihm freundschaftlich zugethan wurde. P. soll seinen Freunden oft mit freudestrahelndem Auge erzählt haben, daß er Montmartin unendlich liebe und verehere, weil er so menschenfreundlich und edel sei. Auch von einem Besuche Fr. II. bei P. während des 7jährigen Krieges wird erzählt: Als Fr. II. O. in die Unterstube getreten, habe P. rasch einen Stuhl aus der Oberstube heruntergeholt wollen, weil in der Unterstube nur fast Wandbänke vorhanden gewesen. Da habe Friedrich der Große gesagt: „Nein, laß er das! wo er sitzt, da sitze ich auch, ich bins gewohnt hart zu sitzen.“ Während des bayrischen Erbfolgekrieges befand sich bei der Armee des Prinzen Heinrich dessen Neffe Prinz Leopold von Braunschwweig als Generalmajor eines preussischen Regiments. Dieser edle, damals erst 23jährige Prinz lernte während seines längeren Aufenthalts in Dresden auch unsern P. kennen. Er kam oft nach Prohlis. Ofter schickte er auch P. durch seinen Käufer eigenhändig geschriebene Einladungen zum Konzert oder zur Mittagstafel, und P. wurde die Ehre zu teil, sich bei der Tafel des Prinzen die Witze selbst zu wählen. Was P.'s Stellung zum sächsischen Fürstentum anbelangt, so hatte natürlich König Friedrich August II. bei seinem öfteren und 7jährigen ununterbrochenen Verweilen in Polen keine Notiz von unserm P. nehmen können. Um so öfterer verkehrte Polisch mit den in Dresden zurückgebliebenen königl. Prinzen. Friedrich August des II. Nachfolger Kurfürst Christian hatte schon als Kurprinz P. kennen und hochschätzen lernen. P. hatte ihm seine Entdeckung des Halleyschen Kometen sofort angezeigt und es wurde P. vom Kurfürsten Christian der Auftrag zu teil, jede Beobachtung ihm mitzuteilen. Nachdem dieser gegenüber seinen unmittelbaren Vorgänger so treffliche Fürst schon nach einer 2monatlichen Regierung zum allgemeinen Leidwesen seiner Unterthanen starb, verwaltete für den erst 13 Jahr alten Sohn Friedrich August Prinz Kauer die Regierung. Wenn ihm auch Sachsen manches Gute verdankt, so ist nicht zu leugnen, daß er ein gewisses Ständevorurteil besaß, das ihn abbielt, mit Leuten von „geringerer Abkunft“ zu verkehren, und so blieb er auch unserm Polisch fern.

(Schluß folgt.)

Im Banne des Goldes.

Originalroman von Gustav Lange.
Unberechtigter Nachdruck verboten.
Erstes Kapitel.

Es war im Jahre 1846. In der italienischen Oper zu Paris trat heute die berühmte Sängerin Bianca auf; mit großen auffallenden Lettern hatten die Affichen an den Anschlagtaulen das Auftreten der Sängerin für heute Abend angekündigt und ein zahlreiches glänzendes Publikum hatte sich insolge dessen in dem Zuschauerraum, dem Parterre und den Logen der Oper eingefunden, um die Leistungen der gottbegnadeten Sängerin Bianca zu bewundern, denn seit einiger Zeit bildete sie das Stadtgespräch in Paris. Man hörte nur Lobsprüche über ihre herrliche Stimme und bezaubernde Schönheit und die Lebemänner der leichtlebigen Seinestadt, die bei jedem Ausleuchten eines neuen Sternes, gleich wie der Falter um das hellstrahlende Licht schwirrt, sich herbeidrängen, bückten um die Gunst der schönen Sängerin und schmachteten nach einem Blick oder freundlichen Lächeln von ihr.

Eine Gestalt aber konnte der Aufmerksamkeit nicht entgehen, die bei den ständigen Opernbesuchern unter dem Namen der „verliebten Valentin“ bekannt, und die seit dem Auftreten der Sängerin Bianca bei jeder Vorstellung im Parterre der Opern sich einfand, um abwechselnd bald das Mitleid, bald ein verächtliches Lächeln der übrigen Zuschauer zu erregen. Gewiß, dieses mit tiefen Furchen durchzogene Gesicht mit dem langgestreckten grauen Barte, mit den unruhig blickenden Augen unter den buschigen Braunen, der kalfarigen Gesichtsfarbe, und der Stirn, auf welcher sich zuweilen irgend ein Triumph erhabener Natur, der Widerschein eines stolzen Glückes, die Würde einer edleren Empfindung zu markieren schien, mußte auf den ersten Blick auffallen, und nicht weniger auch der sadenkeimige, lange Rock inmitten der theilweise prachtvollen Toiletten.

Besonders wurde der Unwille des Publikums rege über die

hastigen, drängenden Bewegungen des alten Mannes, wenn er, geschmeißt wie ein Kol, sich zwischen den Zuschauern hindurch wand, um bald hier, bald dort ein Gespräch zu belauschen und Zeuge der Vohsprüche zu sein, welche man der Sängerin Bianca zollte. Aber erst wenn der Vorhang aufrollte und lautlose Stille alles in gespannter Aufmerksamkeit hielt, da schien es, als sei ein unruhiger Geist in den Aften gefahren; immer und immer wieder unterbrach er die Ruhe durch seine helllauten Dazwischenrufe und mehr als einen Stoß erhielt er von den Herren seiner nächsten Umgebung für die fortgesetzten Belästigungen und setzte sich durch seine Interpellationen an das Publikum der Gefahr aus, als Stürker der so großen Kunstleistungen entsprechenden Stille in die Couloirs hinaus geworfen zu werden.

„Er ist verrückt, der Graukopf,“ meinte einer der Zuhörer.

„Ich glaube eher, er ist verliebt,“ sagte ein Anderer.

„In wem denn?“ fragte ein Dritter.

„Nun in die schöne Sängerin,“ entgegnete derjenige, welcher die Meinung ausgesprochen, daß Valentin verliebt sei und ein allgemeines Gelächter der zunächst stehenden folgte dieser Auserung.

Im Zwischenakte aber war es rein aus mit dem alten Manne unbekümmert darum, ob Jemand seiner Rede Aufmerksamkeit schenkte oder nicht, wandte er sich an seine Umgebung und wessen Auge zufällig dem seinigen begegnete, konnte sich nur durch eine energische Abwehr dem Wortschwall entziehen, der über ihn hereinbrach.

„Haben Sie sie schon gesehen und recht betrachtet?“ fragte er Jeden.

„Haben Sie den Schmuck in ihren Haaren, die echten Steine, die glänzenden Ringe in ihren Ohren gesehen?“

— Alles ist echt — ich sage Ihnen, die Königin von Portugal besitzt keine schöneren Steine. Wäßen auch echt sein, denn sie kosten haare 10000 Francs — doch was weiß ich, was sie kosten. O, die kostbaren Perlen, aber sie werden von dem blendenden Weiß ihres Nackens noch überstrahlt, dieser herrliche Nacken.“

Natürlich wurde nach solchen meist unzusammenhängenden, zum Theil unklaren Reden dem Aften in nicht mißzuverstehender Weise bedeutet, zu schweigen, und wandte man sich mit Enttäuschung von dem alten Schwäger hinweg. Aber es gab doch einige Opernbesucher, welche an der Meinung festhielten, daß der alte Mann, dessen Geist vielleicht nicht mehr zusammenhängend war, sich in die schöne Sängerin verliebt habe. Er wußte den Preis des Schmuckes, folglich war er vielleicht ein Geschenk von ihm und die Sängerin war frool genug gewesen, ein solches Geschenk von dem verblendeten Manne anzunehmen, woher konnte er denn auch den Preis der Edelsteine wissen? Auch mißachte sich in seine Begeisterung für die schöne Sängerin stets ein gewisser Ausdruck des Wohlbehagens, der Zufriedenheit, ein unverkennbarer Stolz; es schien, als ob nur gewisse Rücksichten ihn verhinderten, es laut zu verkünden, in welchen Beziehungen er zu der schönen Sängerin stand. Trogbem es schon längst ein öffentliches Geheimniß war und halb Paris es wußte, daß die Sängerin Bianca ein Liebesverhältnis mit dem Grafen Barronge unterhielt, war dieser doch ein täglicher Gast bei ihr, fuhr mit ihr öffentlich spazieren und sein Wagen erwartete sie stets nach Schluß der Oper, in welchem die beiden zusammen nach Biancas Wohnung fuhren.

Auch dem „verliebten Valentin“ mußte dies bekannt sein, war er doch schon öfters dem Wagen des verliebten Pärchens begegnet und hatte dasselbe betrachtet, bis sie seinen Blicken entchwunden waren, obwohl weder die Sängerin noch der Graf die geringste Notiz von dem alten Manne nahmen.

Niemlich am Ende der Rue de Mirabeau, in einem unbegreiflichen Gegenlage zu den sonst freundlich und gut erhalten aussehenden Bürgerhäusern, zwischen denen es wie eingeklemmt erschien, stand ein altes baufälliges Haus. Wer ja öfters diese Straße von Paris passierte und an demselben vorüberging, dem mochte oies nicht mehr auffällig erscheinen, wen aber zum ersten Male sein Weg durch Rue de Mirabeau führte, mußte sich doch wohl wundern, wie es möglich, daß zwischen einer Reihe gut erhaltener, zum Theil sogar stattlichen Gebäuden ein solches, welches dem Verfall merklich entgegenging, gebildet wurde, oder der Besitzer demselben nicht selbst ein gefälligeres und wohnlicheres Aussehen geben ließ.

Hier hauste der „verliebte Valentin“, oder wie sein wirklicher Name war, Valentin Blank, allein kein Mensch besuchte ihn da; die älteren Leute seiner Nachbarschaft konnten sich n.och erinnern, wie er, man erzählte sich, von jenseits des Rheins, in Deutschland, in Paris mit einer hübschen jungen Frau, seiner Gattin, eingewandert und in demselben Hause, welches er noch jetzt bewohnte, ein Geldwechsellagergeschäft eröffnete. Durch seinen rechtlichen kaufmännischen Sinn und rege Thätigkeit war es ihm gelungen, sein Geschäft mehr und mehr zu erweitern und demselben bald den Ruf eines angesehenen, soliden Bankhauses zu verschaffen; auch erfreute er sich einer großen Beliebtheit nicht allein unter seinen in Paris wohnenden Vandleuten, sondern auch bei den Parisern, mit denen er in geschäftliche Beziehungen kam. Trogbem nun zu seinem Glück eigentlich nichts fehlte und er mit seiner Gattin in der besten, von keinem Wäلتschen getriebenen Ehe lebte, Kinder besaßen sie damals noch nicht, so schien es doch, als wenn geheimer Kummer ihn quälte. Der ungewöhnliche, fast schwermüthig zu nennende Ernst, der stets in seinem Wesen sich kund gab, sowie der Umstand, daß er nie irgend welchen gefelligen Umgang pflegte, und alle Einladungen zur Geselligkeit, welcher Art dieselbe auch sein mochte, ablehnte, ja nicht einmal ein Theater oder ein Opernhaus hatte er damals je in Paris besucht, deuteten darauf hin und ließen die verschiedensten Schlüsse zu, die man aus die Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit Blanks zog. Er schien nur für sich und seine junge Gattin zu leben und einträgnig floßen für sie die Tage dahin.

Die geschäftigte Juma wußte in der ersten Zeit über die Blankschen Eheleute gar manches zu berichten und verschiedene Gründe über die Ursachen ihrer Zurückgezogenheit erzählte sich die Nachbarschaft, ohne daß dieselben indess der Wirklichkeit entsprachen und nichts weiter als Muthmaßungen darstellten; nur darin waren sie begründet, daß man annahm, schwere Schicksalsschläge üben jenen nachtheiligen Einfluß auf Blank aus und veranlaßten ihn und seine Gattin, allen Freuden und Genüssen dieser Welt zu entsagen. Nur die Gewöhnung und der angeborne Schossentrieb hatten sie dazu vermocht, täglich ihre Schulpflicht zu thun, ohne eines Verlangens, ohne jede Lust und Hoffnung. —

Valentin Blank war das einzige Kind einer reichen und angesehenen Familie in einem kleinen Städtchen am Rhein. Von Kindheit auf daran gewöhnt, alle seine Wünsche erfüllt zu sehen, und in seinem Thun und Treiben nur wenig eingeschränkt, beharrte er häufig eigensinnig auf einem einmal gefaßten Entschluß und wußte stets seinen Willen durchzusetzen, was auch dann noch der Fall, als er bereits das Jünglingsalter überschritten und reichliche Ueberlegung ihn zu seinen Handlungen hätte bestimmen müssen, sodas es öfters zu kleinen Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten zwischen ihm und seinem Vater kam, die indess nicht von Bedeutung waren, und durch das Dazwischentreten der Mutter stets wieder ausgeglichen wurden und die Eintracht in der Familie erhalten blieb. Ein ernstes Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn trat erst später durch einen besondern Umstand ein.

Schon seit längerer Zeit hatte Valentin eine heftige Zuneigung zu der hübschen Tochter des Portiers im elterlichen Hause gefaßt und wurde seine Liebe von dem jungen Mädchen in gleicher Weise erwidert. Anfangs nur eine harmlose Jugendliebe, die wohl auch den Eltern der beiden jungen Leute nicht unbekannt geblieben sein konnte, ohne das von einer Seite Einspruch dagegen gethan wurde, nahm dieselbe mit den Jahren einen ernsteren und tieferen Charakter an und eines Tages erklärte Valentin seinem nicht wenig erstaunten Vater, kein anderes Mädchen als die Portieretochter würde er jemals als Gattin heimführen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte diese Erklärung auf Valentins Vater, und da letzterer sich durchaus nicht mit der Wahl seines Sohne bezüglich seiner zukünftigen Gattin einverstanden erklärte, so kam es zu einem sehr heftigen Austritt zwischen Vater und Sohn, und vergebens waren die Bemühungen der Mutter, beide mit einander zu versöhnen und den Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhüten; die Saat der Zwietracht war nun einmal gesät und wucherte üppig empor, ihre verderblichen Früchte tragend, und eines Tages hatte Valentin in größtem Zorne und völliger Feindschaft das elterliche Haus und die Vaterstadt verlassen.

Wie ein Sturmstosß den Ast vom Baume, so hatte das ungerechte Verlangen des Vaters, um schönenes Mammons und unbegründeten Vorurtheils willen seinem Lebensglück zu entsagen, ihn hinweggetrieben von der Schwelle des Vaterhauses und Niemand mußte anfangs, wohin er sich begeben. Nur wenige Tage später folgte ihm die Geliebte in die Ferne nach, wie er mit ihr vor seinem Weggange verabredet.

Das freie England, welches schon so manchem heimathlosen Flüchtling zum Zufluchtsort gedient, ihm ein gottfreundliches Asyl gewährend, war auch das Ziel Valentins, hatte er doch schon einige Male an den Gestaden der Themse in seines Vaters Auftrag geweiht, und dahin folgte ihm auch die Geliebte. Nach kurzem Aufenthalt in England segnete hier des Priesters Hand den ehelichen Bund der beiden jungen Leute, was sie in ihrer Heimath vergebens erstrebt.

In ungetrübter Weise und ohne Sorgen um die Zukunft verlebte das neuvermählte Paar in einem kleinen Landstädtchen Englands im Hause eines Predigers die Flitterwochen bis endlich der Ernst des Lebens an sie herantrat. Die Baarmittel, Valentins Ersparnisse von dem ihm von seinen Eltern reichlich bemessenen Taschengeldern, waren bereits nach einiger Zeit aufgezehrt und sah er sich vor die Alternative gestellt, entweder durch seine eigene Thätigkeit den Unterhalt für sich und seine Gattin zu erwerben, oder sich reuevoll an seinen Vater zu wenden und an dessen Großmuth zu appelliren. Er zog das Letztere vor, nur mit dem Unterschiede, nicht de- und wehmüthig sondern wie ein Mann, der sich wohl auch getraut, ohne fremde Unterstützung den Kampf um das Dasein zu führen, schrieb er an seinen engberzigen Vater und machte ihm mit der vollendeten Thatsache seiner Verheirathung bekannt. Des Weiteren theilte er ihm dann noch mit, daß er durchaus nicht die Absicht habe nach Deutschland zurückzukehren, sondern in einem Lande sich vorläufig ein Heim gründen und abmorten wolle, bis seines Vaters Sinn sich geändert und er die ihm angetraute Gattin als Schwiegertochter anerkennen werde. Am Schluß des Briefes stellte Valentin es seinem Vater anheim, ob er ihm die Mittel zur Gründung einer Existenz gewähren wolle.

Die Antwort auf diesen Brief ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Blank senior, welcher wohl eingesehen haben mochte, daß sein einziger Sohn und Erbe durchaus nicht gewillt, unter seinen Willen sich zu beugen und dann auch wohl, weil es nicht mehr zu ändern war, fügte sich grollend in das Unvermeidliche. Er bezeichnete die Verheirathung als einen in der Uebereilung und jugendlichem Leichtsinne begangenen Schritt, dessen Folgen vielleicht einstmals auf sie zurückfallen würden. Gleichzeitig lag aber dem Schreiben eine Anweisung über eine bedeutende Summe Geldes bei und wenn in dem Briefe weiter auch nicht direkt ausgesprochen war, er wünsche die Rückkehr des jungen Paares nach Deutschland nicht, so glaubte Valentin aus den Zeilen seines Vaters herauslesen zu können, derselbe würde es lieber sehen wenn er sich mit seiner Gattin noch einige Zeit im Auslande aufhalte, bis gewissermaßen Gras über die ganze Geschichte gewachsen, auch war weitere Unterstützung in Aussicht gestellt.

Nach kurzer Berathung mit seiner Gattin entschloß sich Valentin Blank, nach Paris überzusiedeln und dort ein Bankgeschäft zu gründen, da er von einem früheren längeren Aufenthalte in Paris her mit den dortigen Verhältnissen einigermaßen vertraut. In einem zweiten Brief theilte er diesen Entschluß seinem Vater mit, und in einem noch ausführlicher und verständlicher gehaltenen Antwortschreiben als das erste, erklärte sich dieser damit einverstanden, ihm gleichzeitig alles Gute für die Zukunft wünschend.

Es war der letzte Briefwechsel zwischen Valentin und seinen Eltern, der stattfand. Bald nach dem Eintreffen des zweiten Briefes seines Vaters reiste er mit seiner Gattin nach Frankreich, eröffnete in Paris ein Geldwechsellagergeschäft und theilte seinen Eltern kurz seine zukünftige Adresse mit. Einige Monate waren seit der Ueberiedelung nach Frankreich verlossen, als Valentin Blank eines Tages einen schwarz umranderten und schwarz veriegelten Brief erhielt, der den Poststempel seines Heimathortes trug. Ein namenloser Schwere erfaßte ihn, und lange hielt er das verhängnißvolle Schreiben uneröffnet in seiner Hand, als schreie er sich, den Inhalt desselben kennen zu lernen, es überrieselte ihn mit Eisestälte. Endlich rißte er seine ganz

Kraft zusammen, langsam trennte er eine Seite des Couverts auf und entnahm der Umhüllung einen gleichfalls schwarzumranderten Oktavbriefbogen vom feinsten Papier und fast wie geisteeadwiesend faltete er denselben auseinander. Nur einen einzigen Blick warf er auf die gedruckte Todesanzeige, der noch einige handschriftliche Bemerkungen beigelegt, dann sank er mit einem leichten Aufschrei in seinen Schreibstisch zurück, während sein Arm schlaff herabsank und das Schreiben auf den Teppich des Bodens fiel. (Fortf. folgt.)

Vermischtes.

* Ueberschwemmung. Die Maas und ihre Zuflüsse sind nach Mittheilungen aus Brüssel vom 24. Oktober infolge der anhaltenden Regengüsse aus ihren Ufern getreten, haben weite Flächen überschwemmt und großes Unheil angerichtet. Alle Häuser Mitiichs stehen unter Wasser, Schiffe, Waaren, Boote und Luftfahrzeuge sind von dem reißenden Strome ergriffen und fortgerissen worden. Die Durtbe und Besbros haben die Ebenen bei Angleur und Ghénée in einen See verwandelt. Zahlreiche Werftstätten müssen feiern. Am schlimmsten hat die Sambre, deren Wasser eine seit 1890 nicht mehr gekannte Höhe erreicht haben, gewüthet. In Charleroi liegen am Quai de la Prison zahlreiche der Beladung harrende Schiffe auf der Sambre vor Anker. Infolge der steigenden Wassermassen rissen sich in der Nacht die Ankerboje los; die reißende Strömung trieb die Schiffe gegen einander, bevor noch eine geordnete Hilfe in der Nacht geschaffen werden konnte, sanken acht zertrümmerte Schiffe unter. Mit Lebensgefahr und unter großen Mühen wurden die Insassen gerettet; auch gelang es, die Habe einzelner Schiffer aufzufischen. Der angerichtete Schaden wird auf 200000 Francs geschätzt.

Tages-Kalender.

Eisenbahn-Fahrplan
giltig vom 1. Oktober 1894 ab.
Wilsdruff-Potschappel.

Wilsdruff (Abfahrt)	6.25	10.12	3.20	7.00
Grumbach	6.32	10.19	3.27	7.07
Kesselsdorf	6.42	10.29	3.37	7.17
Niederhermsdorf	6.58	10.45	3.53	7.33
Raukerode	7.04	10.51	3.59	7.39
Potschappel (Ankunft)	7.10	10.57	4.05	7.45

Potschappel-Wilsdruff.

Potschappel (Abfahrt)	7.30	12.35	4.45	8.20
Raukerode	7.38	12.43	4.53	8.28
Niederhermsdorf	7.44	12.49	4.59	8.34
Kesselsdorf	8.04	1.09	5.19	8.54
Grumbach	8.13	1.18	5.28	9.03
Wilsdruff (Ankunft)	8.18	1.23	5.33	9.08

Abgang der Züge von Dresden nach Wilsdruff.

Abfahrt	7.05	11.55	4.25	7.45
---------	------	-------	------	------

Kaiserl. Postamt Wilsdruff. Geöffnet für den Post- und Telegraphen-Dienst: Wochentags von 8 bis 12 Vorm., 2 bis 7 Nachm.; Sonn- und Feiertags von 8 bis 9 Vorm., 12 bis 1 Nachm. (nur für den Telegr.-Dienst), 5 bis 7 Nachm. Posthülfsstellen befinden sich in: Grumbach, Einbach, Sora, Klipphausen, Röhrensdorf, Herzogswalde und Grund b. Woborn.

Kaiserl. Personenpost zwischen Wilsdruff und Roffen täglich. Abgang von Roffen 6.45 Vorm., Ankunft in Wilsdruff 8.58 Vorm.; Abfahrt von Wilsdruff 1.40 Nachm., Ankunft in Roffen 3.57 Nachm.

Die Kaiserl. Postagentur in Woborn ist für den Post- und Telegraphen-Dienst geöffnet: Wochentags von 9 bis 12 Vorm., 3 bis 6 Nachm.; Sonn- und Feiertags von 8 bis 9 Vorm., 12 bis 1 Nachm. (nur für den Telegr.-Dienst), 5 bis 6 Uhr Nachm.

Königl. Amtsgericht Wilsdruff. Geöffnet: Wochentags von 8 bis 12 Vorm. und 2 bis 6 Nachm.

Kathö- und Polizei-Expedition, sowie das Königl. Standesamt Wilsdruff ist geöffnet von 8 bis 12 Vorm. und 2 bis 6 Nachm.

Sparkasse zu Wilsdruff ist geöffnet: Dienstags und Freitags 8 bis 12 Vorm., 2 bis 4 Nachm.; Sonntags von 1 bis 3 Nachm. jeden letzten Sonntag im Monat.

Kämmerei-Expedition ist geöffnet: Montag, Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend von 8 bis 12 Vorm. und 2 bis 4 Nachm.

Königl. Untersteueramt Wilsdruff. Geöffnet: Wochentags von 8 bis 12 Vorm., 2 bis 6 Nachm.

Vorschußverein zu Wilsdruff, e. G. m. beschr. Haftpflicht. Geöffnet: Wochentags 8 bis 12 Vorm., 2 bis 6 Nachm.

Foulard-Seide 95 Pfg.

bis 5.85 p. Met. — japanische, chinesische etc. in den neuesten Dessins und Farben sowie schwarze, weiße und farbige **Hennberg-Seide** von 60 Pf. bis Met. 18.65 p. Met. — glatt, gestreift, kariert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 verschiedene Farben, Dessins etc.) **Porto- und steuerfrei ins Haus.** Muster umgehend. **Seiden-Fabrik G. Hennberg (k. u. k. Hofl.) Zürich.**

Von der Ansicht ausgehend, daß für eine Flasche besseren Rothweines auch ein entsprechend hoher Preis anzulegen sei, imhgen wohl manche Verehrer eines Glases guten Rothweines davon abgehalten worden sein, einmal den **Vino da Pasto** der Deutsch-Italienischen Wein-Import-Gesellschaft Daube, Donner, Kinen und Co. zu kosten.

Daß nicht alles was billig ist, auch weniger gut sein muß, wird durch die Marken dieser Gesellschaft, deren Consum in Deutschland bekanntlich schon eine sehr große Ausdehnung gewonnen, erwiesen.

Die Weine der Deutsch-Italienischen Wein-Import-Gesellschaft, welche unter königlich italienischer Staatskontrolle stehen, daher die sicherste Garantie für absolute Reinheit und Güte bieten, sind stets vorräthig in Wilsdruff bei Th. Ritthausen.

Allgemeine Affecuranz in Triest.

(Assicurazioni Generali)

Gegründet im Jahre 1851.
Gewährleistungsfonds an Kapital und baaren Reserven:

49 Millionen 162 Tausend 470 Gulden 81 Kreuzer.
Feuer-, Glas-, Transport- und Lebens-Versicherung.

Polizen werden in Reichsmark ausgestellt.
Zu Auskunftsertheilung und zur Vermittelung von Versicherungen empfehlen sich als Agenten:
Maurermeister **Moritz Hoyer** in Wilsdruff,
Kaufmann **Emil Scheel** in Deuben,
Fabrikant **F. A. Steude** in Pennrich.

Für sparsame Hausfrauen!

Die ergiebigsten und vortheilhaftesten Seifen sind

Döbelner

Terpentin-Kern-Seife à Stück 10 Pfg.
sehr mild, trotzdem aber gut greifend;

Terpentin-Schmier-Seife à Prd 30 Pfg.

seit Jahren allen Concurrnz-fabrikaten vorgezogen.

Man verlange ausdrücklich **Döbelner**. Zu haben bei:
Anton Wendisch, Hermann Streubel.

Die **Buchdruckerei**

von **Martin Berger, Wilsdruff**

(in Firma: H. A. Berger)

empfeilt sich zur raschen und geschmackvollen Herstellung

sämmtlicher

Drucksachen

für Handel, Gewerbe und Privatgebrauch

bei möglichst billigen Preisen.

Preislisten
Circulars
Facturen
Avisé
Wechsel
Mittheilungen
Liefer- und
Empfangsscheine

Rechnungen
Postkarten
Packetbegleitadressen
Etiquetten
Adress-
und Visitenkarten
Verlobungs- und
Vermählungsanzeigen

Trauerbriefe
in kürzester Zeit,
Menus
Wein- und
Speisekarten
Briefbogen und
Converts
mit Firmenaufdruck.

Lieder zu festlichen Gelegenheiten etc.

Die permanente

Große Maschinen-Ausstellung

G. Kublick, Dresden,

jetzt Eingang No. 42 Wettinerstraße

erlaubt sich auf ihre

Reform-Schnelldämpfer

besonders aufmerksam zu machen.

Luther.

Der Besuch dieses werthvollen Schauspielcs wird allen Kindern dringend anempfohlen.

Der kleine Postillon!

Ich bin der kleine Postillon,
Die halbe Welt bereift ich schon,
Die andre laß ich schwimmen,
Nags auch die Welt verstimmen.
Ich bleib in Sachsens Residenz,
Dem wunderschönen Elbflorenz,
Und zwar bloß aus dem Grunde
Weil ich jetzt „Gold-Gins“ Kunde.
Was kümmert mich die andre Welt
Ich leb in Dresden für mein Geld
Wo man mich billig kleidet
Und extra noch beneidet.

Saison 1894/95.

Herren-Paletots	von Mt. 7 1/2 an
Herren-Paletots	von Mt. 14 an
Herren-Pellerinen-Mäntel	von Mt. 12 an
Herren-Anzüge	von Mt. 8 1/2 an
Herren-Anzüge la.	von Mt. 12 an
Herren-Joppen	von Mt. 3 1/2 an
Herren-Joppen la.	von Mt. 5 1/2 an
Herren-Hosen	von Mt. 1 1/2 an
Herren-Hosen la.	von Mt. 3 an
Burschen-Anzüge	von Mt. 5 1/2 an
Burschen-Paletots	von Mt. 5 1/2 an
Burschen-Pellerine	von Mt. 8 an
Knaben-Anzüge	von Mt. 2 an
Knaben-Paletots	von Mt. 2 1/2 an
Knaben-Joppen	von Mt. 2 1/2 an

Billigste und reellste Einkaufsquelle Dresdens

Goldne 1,

Dresden, Schlosstrasse 1, I. u. II. Etg.

Allgemeine Renten-, Capital- und Lebens-Versicherungs-Bank

Teutonia in Leipzig.

(Errichtet 1852, Gesamtvermögen z. Zt. 33 Mill. Mt.)

Lebensversicherungen jeder Art auch solche mit **Aufhören der Prämienzahlung** bezw. **Gewährung einer Rente bei eintretender Invalidität.**

Hohe Dividenden. — Liberalste Versicherungsbedingungen. — Günstige Kriegsversicherung. — Keine Nachschußverbindlichkeit.

Militärdienst- u. Aussteuerversicherungen. **Renten**versicherungen. Für eine einmalige Capitalzahlung von **1000 Mark** werden bei einem Eintrittsalter von 60 Jahren: **M. 92,60;** bei 70 Jahren: **M. 151,40;** bei 75 Jahren: **M. 167,00** lebenslängliche jährliche Rente gewährt.

Unfallversicherungen mit und ohne **Prämienrückgewähr;** bei ersteren werden die gezahlten Prämien beim Tode oder bei Erreichung eines bestimmten Alters zurückvergütet und es wird die Versicherung thatsächlich nur gegen die Zinsen der Beiträge gewährt.

Generalbevollmächtigte:

Arnecke u. Volkmer

in Dresden, Grunaerstraße 20.

Vertreter in

Wilsdruff: Herr Kaufmann **Th. Ritthausen.**
Kesselsdorf: Herr Postagent **Gust. Kohl.**

In grösster und gediegener Auswahl sind die neuesten

Kleider-Stoffe

für **Herbst** und **Winter** nunmehr vollständig eingetroffen.

Jede Abtheilung ist sorgfältig zusammengestellt, so dass im Bezug auf

Farbe, Qualität und Preiswürdigkeit

wie bisher jeder Konkurrenz begegnen wird.

Abtheilung A. Ausgesprochene Nouveautés:

Zweifarbige Diagonals und Neiges,
Meter 220 und 265 Pfg.

Effektiv karrirte Panamas,
Meter 210 und 250 Pfg.

Melirt und kleinkarrirte Winter-Loden,
Meter 280 und 320 Pfg.

Bunte karrirte Cheviot-Panamas,
Meter 3,00 und 2,20 Mk.

Karrirte englische Cheviots,
Meter 2,20, 2,65, 3,20 bis 4,20 Mk.

Zweifarbige ramagirt Popeline,
Meter 4,50 Mk.

Abtheilung B. Einfache, gediegene Stoffe:

Melirt und einfarbig Cheviot-Diagonal,
Meter 2,20, 2,30 und 3,00 Mk.

Einfarbige reinw. Crêpes und Croisés,
Meter 2,00 und 2,30 Mk.

Reinwollen Lastings und Cords,
Meter 2,80 bis 3,00 Mk.

Melirt Satin- und Croisé-Beige,
Meter 2,65, 3,50 und 3,80 Mk.

Marineblau Panama-Cheviot,
Meter 3,20 und 3,80 Mk.

Reinwollene Damentuche,
Meter 140, 175, 250 Pfg. **Zephyr** Meter 450 Pfg.

Abtheilung C. Billige farbige Stoffe:

Reinw. Cheviots, Diagonals, Croisés etc.,
Meter 95, 120, 150 und 160 Pfg.

Gestreift und bunt melirte Cheviots,
Meter 100, 105, 110 und 130 Pfg.

Reinwollene Cheviot-Beige und Loden,
Meter 150, 160, 190 und 200 Pfg.

Bunt-karrirte Stoffe,
Meter 110, 120, 130, 140 und 160 Pfg.

Reinwollene faconnirte Stoffe,
Meter 120, 150, 160, 190 und 200 Pfg.

Brochirt und noppirt Damentuch,
Meter 125, 140, 190, 210 und 250 Pfg.

Abtheilung D. Ball- und Gesellschafts-Stoffe:

Elfenbein- und hellfarbige Cachemires,
Meter 140, 190, 220, 250, und 280 Pfg.

Hellfarbige Crêpes und Batiste,
Meter 90, 126, 140 und 160 Pfg.

Elfenbein-Cheviots und Fantasiestoffe,
Meter 180, 230, 250, 280, und 320 Pfg.

Hellfarb. Crêpes mit buntgestickt. Seideneffekten,
Meter 175 und 200 Pfg.

Elfenbein-Diagonal, Rips und Satin,
Meter 325, 380 und 420 Pfg.

Halbseidene Crystallins in zarten Abendfarben,
Meter 200, 250 und 300 Pfg.

Abtheilung E. Schwarze Stoffe:

Schwarze reinwollene Cachemires,
Meter 125, 140, 175, 200 bis 380 Pfg.

Schwarze reinwollene Cheviots und Diagonals,
Meter 125, 150, 190, 225 bis 350 Pfg.

Schwarze reinwollene Crêpes und Coreserew,
Meter 120, 160, 200, 230 bis 300 Pfg.

Schwarze gemusterte Stoffe,
Meter 110, 125, 140, 160 bis 320 Pfg.

Schwarze Mohair-Ramages,
Meter 300, 350, 400, 450 Pfg.

Schwarze reinwollene Loden,
Meter 225 bis 400 Pfg.

Schwarze Confections-Stoffe für Mäntel-Bezüge, glatt und gemustert,
Meter von 3,60, 4,00, 4,50, 5,00 bis 7,00 Mark.

Muster bereitwilligst und portofrei.

Im Interesse rascher Erledigung wird bei Bestellungen um gütige Angabe der Abtheilungen, von welchen Muster gewünscht werden, höfl. gebeten. — Versand von 15 Mark an portofrei.

Robert Bernhardt,

Manufactur- und Modewaaren-Haus,

Dresden, 20 Freiburger Platz 20.



Nr. 5.

Wilsdruff.

1894.

Nachdruck verboten.

Die Tochter des Taubenfranz.

Von H. Waldemar.

(Fortsetzung.)

„Verzeihen Sie mein Ungestim, aber Ihr Gesicht — wenn Sie nicht einen anderen Namen trügen — doch gleichviel — es war nur eine Ähnlichkeit, die mich narrete — also morgen früh, Fräulein, morgen —“

Damit ließ er sich wieder auf seinen Schreibstuhl nieder und nickte noch einmal zurück in ihr wieder heller strahlendes Gesichtchen, dann huschte Rose zur Thüre hinaus.

Mehrere Wochen befand sich Rose Franz schon in dem großen Engros-Geschäft von Windisch und Co. und doch fühlte sie sich noch ebenso fremd dort wie am ersten Tage.

Des Chefs Fürsorge, die sie anfangs so dankbar empfunden, lag wie Blei auf ihr, denn dieselbe hatte zur Folge, daß sie immer allein war, abgesehen von den kurzen Augenblicken, da der Prokurist oder der Chef selber ihre Anordnungen zu treffen hatten. Windisch ließ sich wohl herbei, dann und wann ein Scherzwort zu sagen oder sonst eine Bemerkung zu machen, der Prokurist, ein älterer Mann, hatte sie besonders in sein Herz geschlossen und wußte durch manche hingeworfene Bemerkung ihren oft sinkenden Mut wieder zu heben. Aber was war das alles gegen die trostlose Einsamkeit in dem engen Raume, wohin kein Sonnenstrahl sich verirrt, wo die elektrischen Flammen tagsüber nie verlöschten; was war es gegen die drückende Schwere, mit welcher ihre ganze Umgebung, das Pult, die Repositorien ringsum, ja Tinte und Papier auf ihr lagen und ihr das Dasein fast zur Unmöglichkeit gestalteten?

Nebenan arbeiteten wohl zehn junge Leute. Während der Pausen hörte Rose sie lachen und scherzen, auch ein gelegentliches Scheltwort, eine Zurechtweisung drang bis zu ihr hinaus und sie war thöricht genug, zu wünschen, man hätte sie mitten unter die jungen Leute setzen, nicht so von allem Verkehr abschließen sollen.

Sie kam sich wie lebendig begraben vor und wenn sie sich den Thurm und die Gallerie vergegenwärtigte, wenn sie sich ins Gedächtnis zurückrief, welche unermessliche Weite sie dort umgeben hatte, wie sie aufgejauchzt mit den

Verchen um die Wette — und sie ward sich dann des bedrückenden, lähmenden Lebens der letzten Wochen bewußt, dann erfüllte sie ein solcher Zorn, ja Ekel von der freiwillig übernommenen Pflicht, daß sie oft im Begriff war, die Feder hinzuwerfen und davon zu laufen, weit, weit hinaus, wo die Häuser und Straßen zu Ende waren, wo das Sonnenlicht ungehindert sie umfluten konnte, wo sie Gottes Odem durste wehen fühlen.

Aber damit war's nichts.

Angeschmiedet an das Pult, grinste es ihr aus den Buchstaben ihrer eignen Schrift entgegen: du hast dich verkauft, aber du wehrst dich vergebens gegen die Ketten, die du dir selber angelegt.

In blinder Wut, während Thränen, bittere Thränen aus ihren Augen stürzten, rüttelte sie an dem Pult, daß das Tintenfaß ins Wanken kam und die schwarze Masse in breitem Strom sich über ihre Schreiberei ergoß.

Voller Entsetzen sah sie wie gelähmt dem Weiterlaufen der Tinte zu.

Unfähig, ein Glied zu rühren, hob sie die thränengefüllten Augen zu Windisch auf, der eben, das Entree durchkreuzend, in das Hauptkontor eintreten wollte.

„Was, haben Sie Fräulein? Sie weinen? Hat man Sie verletzt, beleidigt?“ rief er aufrichtig erschreckt.

Sie deutete nur stumm auf die Verwüstung, die sie angerichtet und zuckte zusammen, als er auflachend ausrief:

„Deswegen die kostbaren Perlen in Ihren Augen? Kind, das Sie noch sind! Nehmen Sie ein Löschblatt und lassen Sie die Tinte auffangen oder waschen Sie dieselbe mit dem Schwamme hinweg und dann — nehmen sie ein neues Papier —“

Rose hob entschlossen das Köpfchen.

„Das ist's nicht allein!“ stieß sie hervor, während ihre Hände zitterten und selbst ihre Stimme nicht die gewohnte Festigkeit hören ließ — „ich halte es nicht aus hier,“ — ihr sprechender verzweifelter Blick flog in die Runde — „hier ersticke ich — ich muß verkommen — lassen Sie mich fort — nie soll man den Vogel in einen Käfig sperren.“ —

Sie atmete tief auf und trat dann mit gefalteten Händen vor ihn hin.

„Sie sind gut, Herr Windisch, wie gut, Sie werden mich verstehen. Wenn man gewöhnt war, in freier Luft zu atmen, die trunkenen Augen in die Sonne zu tauchen und soll dann tagaus, tagein beim Lampenlicht sitzen, geht

man — an Heimweh nach der Sonne, nach den Sternen, nach Wind und Wetter zu Grunde!“

Als sie erschöpft schwieg und nur stehend zu Windisch aufschaute, nahm dieser ihre beiden kalten Hände zwischen die seinen und sagte: „Ich habe gefehlt, Sie armes Kind, ich berücksichtigte nicht Ihre große Jugend und Ihren Frohsinn. Unverantwortlich war es, Sie in diesen Raum zu bannen. Kommen Sie mit, ich will Ihnen Luft und Licht, ich will Ihnen die Sonne wieder erschließen, aber dann sprechen Sie mir nicht mehr vom Fortgehen, nicht von Heimweh. Ich — nun ja, Kind — ich kann Sie nicht mehr entbehren. Sehen Sie —“ fuhr er erregt fort, — „wenn ich hier durchkam und Ihr goldiges Köpfchen über das Papier geneigt sah, war ich so froh und glücklich wie seit langer Zeit nicht mehr, mochte das Gesicht noch so viel Unangenehmes gebracht haben, so bedurfte es nur eines Blickes in Ihr Gesichtchen und alle Schatten schwanden vor der Reinheit Ihrer Züge. Sehen Sie nicht von mir, ich bin ein oft verdrüsslicher Geselle, der aber auch des Sonnenscheins nicht entbehren kann, um so weniger, als er ihm erst seit so kurzer Zeit wirklich gesehnet. Und nun, Kind, kommen Sie, ich will Ihnen ihr künftiges Reich zeigen, dort werden Sie nichts vermissen, als vielleicht die absolute Freiheit.“

Windisch ließ der Ueberraschten keine Zeit, sich von ihrem Staunen zu erholen, er nahm sie bei der Hand und führte sie durch seine eigenen Räume hindurch nach einer Art Gartenzimmer, das hell von der Sonne beleuchtet wurde. Zwei Fenster ließen den Ausblick frei in ein kleines hübsch angelegtes Gärtchen mit duftenden Blumen und plätscherndem Springbrunnen, auf dessen Bassin sich Vögelchen rendez-vous gaben, während schimmernde Libellen darüber schwirrten.

Wie betäubt blieb Rose stehen, nachdem Windisch die Thüre geschlossen hatte. Ihr entzückter Blick trank alles in sich hinein wie ein Gotteswunder, ihre Augen begannen zu leuchten, ihre vorher noch so bleichen Wangen färbten sich rosig und die letzten Spuren der vergossenen Thränen wirkten erschütternd auf den stummen Zeugen dieser Veränderung.

„Gott, deine Welt ist doch wunderbar!“ flüsterte sie kaum hörbar.

Sich wendend schaute sie an der anderen Seite durch eine große Glasschiebethür in einen mit solchem Luxus ausgestatteten Raum, daß Rose sich fragte: Träumst du oder erlebst du ein Märchen aus tausend und eine Nacht, wie du sie früher oft gelesen?

Kostbar geschnitzte Möbel mit Seide bezogen, schwere Gardinen, Teppiche, in denen der Fuß versank, wunderbare Vasen und Ampeln, die ein magisches Licht verbreiteten, Gemälde in goldschimmernden Rahmen — wohin das Auge blickte waren Dinge, die nur dem Reichen erlaubt sind und doch in so diskreter Weise verteilt, daß Gemüt und Auge nicht verlegt, wohl aber erfreut wurden.

Das Hauptinteresse Rosés war jedoch von einer Frauengestalt in Anspruch genommen, die malerisch hingegossen, auf einem Divan lag. Ein mit Purpursamt gefüttertes kostbares indisches Fell lag lose über der anmutigen Gestalt, die in sanftem Schlummer zu ruhen schien.

Rose schaute fragend und noch immer an der Wirklichkeit zweifelnd zu ihrem Führer auf.

„Meine Mutter!“ sagte er leise, „meine zweite Mutter! — Gefällt es Ihnen hier und sind Sie mit dem Tausche einverstanden?“

„Hier soll ich arbeiten, hier?“ fragte sie erfreut.

„Aber nein, das ist Ihr Ernst nicht.“

„Es ist mein Ernst, aber Sie sollen in anderer Weise arbeiten, Fräulein Franz, Rose —“

Sein weicher Ton ließ sie zurückweichen.

„Fürchten Sie nichts, Sie könnten in Ihres Vaters Händen nicht besser aufgehoben sein, ich will nur Ihr Wohl und deshalb hören Sie mich ruhig an. Wollen Sie?“

Sie nickte und folgte seiner Aufforderung, sich nieder zu lassen.

„Ich war schon erwachsen,“ begann Windisch, „und ein gar selbständiger wilder Bursche, als mein Vater, von einer Reise heimkehrend, mir jene Frau, meine zweite Mutter, brachte. Ich hatte die eigene wie eine Gottheit verehrt und so war mir der Gedanke unerträglich, eine Fremde an ihrer Stelle zu sehen, ich machte es ihr, ehe ich sie gesehen, zum Vorwurf, daß sie meinen Vater bestrickt, daß sie sich auf unrechte Weise an seine Seite gestohlen hätte.“

Aber bald ward es anders.

Aus dem widerhaarigen Stiefsohne machte sie ihren glühendsten Verehrer. Und wodurch? Ihre Sanftmut allein that es mir an. Gerade wie Sie pflegte sie mich anzuschauen, wie Sie wich sie vor meinem Ungestum zurück. Und als ich sie eines Tages unerwartet überraschte, traf ich sie vor meiner Mutter Bild, flüsternd: Steh mir bei, du Verklärte, damit ich den Weg finde zu deines Sohnes Herz — da war es vorbei mit allem Groll, ich bat ihr das Böse ab, das ich gesagt, gethan, gedacht bis dahin.

Sie kam aus ärmlichen Verhältnissen, mein Vater sprach nicht gern darüber und so schwieg auch ich. Von ihr selbst erfuhr ich nur, daß er sie noch einige Jahre zu ihrer Ausbildung in eine Pension gegeben und daß sie von dort sein Weib geworden. Woher sie stammte, habe ich nie erfahren. Mit der ihr eigentümlichen Sanftmut im Blick paarte sich eine tiefe reine Liebe zu meinem Vater. Sie hat ihn sehr, sehr glücklich gemacht. Sein letztes Wort war ein Dank und Segenswunsch für sie.

Aber so recht von Herzen froh habe ich die Mutter nie gesehen, mir dünkte oft, als nage ein geheimer Kummer an ihrem Herzen, als müsse sie unter der Last eines Geheimnisses senken und ihr einst erliegen. Seit meines Vaters Tode tränkelt die Mutter, sie leidet an Heimweh, wie sie sagte und doch läßt sie dies Weh nie in der Heimat aushalten, es treibt sie fort, immer wieder und aufs neu. Gestern kam sie von einer großen Reise zurück auf der sie Ruhe gesucht, aber nicht gefunden. Wenn mich mein Blick nicht trügt, so trägt sie den Todeskeim in der Brust.

Sie, die Teure zu erheitern, ihr das Leben angenehm zu gestalten, betrachtete ich als Vermächtnis meines guten Vaters, der sie auf Händen trug. Und nun richte ich an Sie die Frage: Wollen Sie mir beistehen in diesem Liebeswerk? Wollen Sie mir helfen, die Schatten zu bannen, die sich allmählig über die kranke Frau lagern, damit sie nicht die Oberhand gewinnen?“

„Ich?“ stammelte Rose. „Wie könnte ich — ich bin nicht heiter — ich bin so unglücklich — so friedlos selber, wie könnte ich —“

„Jetzt sind Sie nicht heiter, aber wenn Sie die trüben Stunden vorn — er deutete mit dem Finger über seine Schultern hinweg nach den vorderen Kontorräumen — überwunden haben, kommt gewiß Ihre wahre heitere Natur wieder zum Durchbruch.“

Sie lächelte schmerzlich.

„Zur Heiterkeit muß man glücklich sein,“ sagte sie leise.

„Sie sind es wirklich nicht? Ich dachte, ein junges Mädchen, das keine direkten Sorgen hat — Sie stehen allein, nicht wahr, ganz allein?“

„Nein, mir lebt der Vater noch, tief im Lande drin. Ich brauche mich meiner Herkunft nicht zu schämen, und doch — ich bin nur eines Türmers Tochter — wie ein Vorwurf haftete es mir an und wenn ich durch die ärmlichen Straßen unserer Stadt ging, schrie mir die Jugend nach: Seht, da geht die Rose des tollen Taubenfranz! Wundert es Sie, wenn ich keine Fremde hatte als Sonn und Mond und Sterne, wenn ich all meine kleinen Geheimnisse — auch ich hatte sie — den Winden vertraute?“

„Und Ihre Mutter?“

Ein Schrecken befiel das Mädchen.

Sekundenlang stockte ihr der Atem, ihre Züge wurden hart und kalt. Dann sagte sie mit seltsam rauher fester Stimme:

„Sie ist — tot!“

Windisch sah sie an, er ahnte, daß hier ein wunder Punkt lag.

„Verzeihen Sie, daß ich an Schmerzliches rührte, ich dachte, — nun, haben Sie meinen Vorschlag sich überlegt?“

„Er kam mir zu unerwartet, das helle Licht ist zu grell nach all den trüben Wochen — seien Sie mir nicht böse, wenn ich nicht sofort mit beiden Händen zugreife. Ihr Anerbieten ist großmütig, ich sehe es ein, aber denken auch Sie daran, daß ich meinen Vater nicht zu mir holen kann, wie ich gern möchte.“

„So wollen Sie Bedenkzeit?“

„Und meine Pflicht am Pult? Sie haben noch keinen Vertreter —“

„Allerdings müßten Sie solange noch die Korrespondenz führen, aber hier in diesem Raum. Meine Mutter giebt Sie gern für einige Stunden des Tages frei, sie ist eine wahrhaft gute edle Seele. Schlagen Sie ein, ich bitte Sie in der Leidenden und — warum sollte ich's nicht sagen, — auch in meinem eignen Namen.“

Mit Ihnen soll wieder Frohsinn einziehen, ich will Sie glücklich und zufrieden sehen, meinen Sonnenstrahl hegen und pflegen zu unser aller Freude und Wonne!“

„Nur einer bleibt ausgeschlossen, einer, der freudlos und liebeleer seine Tage beschließt, nachdem er um sein Bestes und Schönstes betrogen worden. Ich kann's nicht, nein, nein, es wäre schlecht und undankbar, es wäre gottlos, wollte ich es machen — haben Sie Dank, Herr Windisch, daß Sie sich meiner angenommen, Dank für Ihre Güte, für alle Ihre guten Worte!“

„Fräulein Franz, die Post muß fort! Fräulein —“

„Was gibt's denn, Befeler, krennt's irgendwo? Sie machen ja einen Höllenlärm!“

Ah, der Chef! Entschuldigen Sie, ich wußte nicht — die italienischen Briefe eilen, das Haus Sardini versteht keinen Spaß, Sie wissen es, die Verbindung mit ihm ist für uns von großem Wert.“

„Trotzdem hätten Sie warten können, bis ich das Fräulein zurückgeführt.“ tadelte Windisch, der sich nicht leicht dazu verstand, dafür aber trafen seine Worte schwerer wie andere.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Spezi.

Von G. von Strang. Mit 3 Illustrationen von Fr. Müller.

(Rauchdruck verboten.)

Ich habe es nun wirklich satt, es ist geradezu dumm von mir, aber ich kann in der That nicht anders, morgen fahren wir hin,“ so sprach der Regierungsrat Wüster zu seiner Frau, stand auf und ging wütend im Zimmer umher.

„Gott, was hast Du denn wieder, Du bist ja ordentlich erregt,“ fiel jetzt Wüsters Gattin, Wilhelmine, ein.

„Gewiß bin ich erregt und gerade das ärgert mich, weil es —“

„Nun?“ fragte Wilhelmine. — „Weil es Sehnsucht ist,“ fuhr Wüster fort, „Sehnsucht, als wenn der gute Kerl meine Braut wäre; ich komme mir vor wie ein Gymnasiast, der das erste Mal verliebt ist!“

„Aber, Mann, um wen hast Du denn solche Sehnsuchtsgefühle, doch nicht um Karl?“

„Natürlich um ihn,“ erwiderte Wüster, „ich habe mich an Karl so gewöhnt, daß er mir überall fehlt — und morgen fahren wir, das sage ich Dir und dann — zankte ich mich gräßlich mit ihm, daß er mich überkriegen soll und ich ihn, dann wird's wohl mit der Sehnsucht vorbei sein!“

Erregt griff er nach Hut und Stock, rannte fort auf die Post und wollte seinem Freunde Karl eine wütende

Karte schreiben, daß er nur käme, um dem Wunsch seines Freundes nachzukommen, denn ihm läge gar nichts daran, jetzt zu reisen.

„Ja,“ so murmelte er vor sich hin, „ja, so werde ich ihm schreiben und gleich eine Pille aufgeben, daß er nicht so sehr freudig meinem Kommen entgegenfieht.“

Der Mensch denkt — und schreibt nachher ganz anders, denn die Karte an Karl lautete folgendermaßen:

Mein Lieber Karl!

Das heißt „liebster Karl“ ist nur eine Phrase, denn ein „Liebster“ ist doch der Mann nicht dem Manne, sonst wäre er ja ein altes Weib; na also, ich wollte eigentlich schreiben: „mein guter Karl“ — das ist aber auch nicht ganz korrekt, wie ich beim Ueberlesen mit Schrecken bemerkte, denn „mein“ bist Du ja nicht ganz, da Du verheiratet bist und der Mann gehört ganz der Frau. — So komme ich nicht weiter, also kurz! — Obwohl es mir gar nicht paßt und ich gar keine Lust und Zeit habe — na, ich komme morgen Mittag in Böhlau an!

Schluß! Gruß!

Dein treuer Ernst.

Er laß die Karte nochmals durch — wollte sie schon zerreißen, denn er selbst nannte sie blödsinnig — ach was, dachte er dann, er muß wissen, daß ich komme.



Zur selben Zeit sah Karl in Böhlau auf der Veranda mit seiner Gattin „Tildchen“ und langweilte sich scheußlich.

Tildchen fand ihren Gatten eigentümlich und zerbrach sich den Kopf, was ihm fehlte; heute wollte sie ihn ausforschen.

Ihr ahnte Schreckliches, denn Karl war in seiner Jugend recht lebensfroh, gelinde gesagt, gewesen — sollte er Reminiszzenzen haben — Tildchen wäre untröstlich!

Karl stierte, tief in Gedanken versunken, auf einen Punkt und schien die Gegenwart seines treuen Weibes ganz vergessen zu haben. — Tildchen beobachtete ihn scharf und rief plötzlich ganz laut: „An wen denkst Du, Karl?“

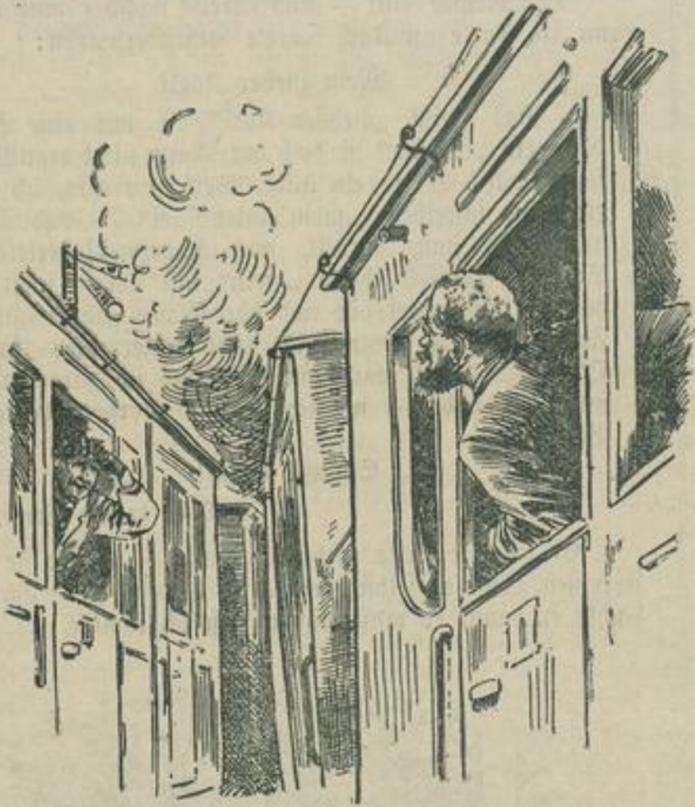
Karl fuhr erschrocken zusammen und wurde ganz verlegen, sogar rot wurde der arme Kerl.

„Aha,“ rief Tildchen, „Du wirst rot — so — Du denkst wohl an deine galanten Abenteuer von früher?“

„Ach, was — Unsinn!“ — sagte jetzt Karl, der sich gefaßt hatte, „rot wurde ich nur, weil Du mich erschreckt hast; warum schreiest Du denn so!“

„Also schreien nennst Du es,“ erwiderte Tildchen mit Thränen kämpfend, wenn ich Dich daran erinnere, daß ich auch noch existiere! — Dir kommt es nur so vor, weil Du mit Deinen Gedanken, wer weiß, wo bist!“

Karl stand auf. „Da hört doch alles auf, nun fängst Du um nichts und wieder nichts an zu weinen.“



Tildchen weinte weiter. — Karl wurde zärtlich — und schließlich sagte er: Weißt Du, warum wir uns eigentlich zanken?“

„Nun?“ fragte Tildchen gefasster.

„Weil — weil,“ sagte Karl — „uns Ernst und seine Frau fehlen und wir uns ohne sie scheußlich langweilen?“

Tildchen winkte mit dem Kopfe und sagte ganz schüchtern: Ich glaube, Du hast recht!“

„So!“ — fuhr Karl fort, „wir sind also wieder die Alten.“ Tildchen stand auf und gab ihm einen herzhaften Kuß — und flüsterte: „Ja, Du lieber Guter!“ — „Na also höre, wozu ich mich entschlossen habe,“ plauderte Karl weiter. „Wir packen unsere sieben Sachen ein, fahren morgen nach Hause und trinken Nachmittag schon vergnügt unseren Kaffee bei Ernstens! Was sagst Du dazu?“ — „Herrlich,“ rief Tildchen, „ich bin dabei — gleich fange ich an zu packen.“

„Und ich helfe Dir,“ sagte Karl hocherfreut, und beide Ehegatten freuten sich auf die reizende Ueberraschung! Böhlaus lag nur zwei Stunden von der Residenz entfernt und Goldhausen war ein Knotenpunkt der B . . er Bahn, wo sich die von und nach der Residenz gehenden Züge kreuzten.

Der Mittagszug aus der Residenz brauste in Goldhausen herein. „Zehn Minuten Aufenthalt“ riefen die Schaffner.

Dem Zuge entstieg Ernst, um ein Glas Bier zu trinken. — Er ging an das Buffet und ließ sich ein Glas Bier geben, nahm es, drehte sich um, um es abseits des Buffets zu trinken. Dabei stieß er an einen Herrn an, den er von oben bis unten begoß. — „Entschuldigen Sie, mein Herr — Herr Gott — Du Karl — wo willst Du denn hin?“

„Nach Hause,“ erwiderte Karl, er war es wirklich — denn treue Seelen finden sich! „Na und Du Ernst,“ fragte Karl, „Du fährst doch nicht etwa nach Böhlaus?“

„Natürlich fahre ich nach Böhlaus,“ erwiderte Ernst und fügte wütend hinzu: „und will dort recht lange bleiben!“ Karl war außer sich, wollte sich keine Blöße geben — und wie Männer eben sind, um Gotteswillen nur nichts

merken lassen, daß man den Andern gern hat — sagte unbefangen: „Ich fahre nach Hause, in Böhlaus ist nichts los — und — ich wünsche Dir viel Vergnügen, grüße Deine Frau!“

Fort eilte er und stieg bitterböse in sein Koupé.

„Karl! — Karl!“ rief Ernst ihm nach — „vielleicht kehre ich gar nicht in die Residenz zurück!“ — Karl hatte die letzten Worte nicht mehr gehört.

Ernst stieg ein und erzählte wutschnaubend seiner Frau die Begegnung mit seinem Freunde. „Siehst Du,“ sagte er zu ihr, „da haben wir's, ich sehne mich nach dem undankbaren Menschen — und er denkt gar nicht an mich!“

Die Züge setzten sich in Bewegung, zufälligerweise blickten beide Freunde aus den Koupéfenstern.

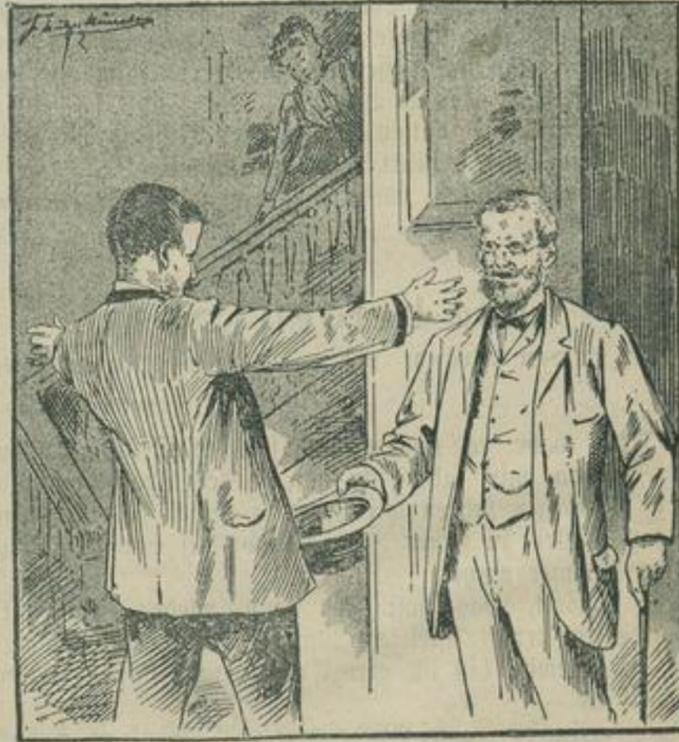
Ernst rief dem vorbeifahrenden Karl zu: „Du bist ein rechter Esel!“ Karl blieb ihm nichts schuldig und rief: „Und Du bist ein altes Kameel!“

Karl und Tildchen verlebten einen traurigen Nachmittag und einen noch traurigeren Abend. Es war in der Residenz absolut nicht anders, wie in Böhlaus, und wenn nicht Karls beleidigte Mannesehre gewesen wäre, wäre er und Tildchen noch mit dem Abendzuge nach Böhlaus gefahren.

Da plötzlich gegen 10 Uhr abends wird heftig die Glocke gezogen. Entsetzt springt Karl auf und ruft Tildchen zu: „Da ist etwas passiert, vielleicht ein Telegramm — ich werde gleich nachsehen!“ — Er eilte an die Hausthür und öffnete.

Er blickt starr auf die vor ihm stehende Gestalt. — Es ist Ernst! — der schüchtern Karl die Hand hinreckt und sagt: „Karl, ich nehme den Esel zurück.“ Glückselig stürzt ihm Karl in die Arme und ruft: „Und ich das Kameel!“

Lange hielten sich die beiden Spezi umfaßt, bis Tildchen ängstlich ihren Gatten ruft.



Freudig ist sie von der Veröhnung überrascht und alle dreie beschließen zu Ernstens zu gehen, wo sie von der Frau Regierungsrätin herzlich empfangen wurden.

Bei einer herrlichen Pfirsichbowlle wird Veröhnung gefeiert und die alte Freundschaft neu besucht. Die Gattin des Regierungsrats behauptete mit Recht, wenn Ernst eine Rückfahrtskarte gelöst hätte für die Reise nach Böhlaus, wäre der ganze Scherz billiger gewesen. Es wagte Niemand zu widersprechen!

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
Gesetz vom 11. April 1870.

Redaktion, Druck und Verlag von B. Angerstein, Bernigerode.